

NACH HUNDERT JAHREN: EIN BLICK ZURÜCK

Zumindest die „Landung“ ist nicht mehr gefahrvoll. Auch kommt der Reisende des ausgehenden 20. oder des beginnenden 21. oder Jahrhunderts kaum via Jaffa oder nur selten über Haifa ins Land. Heute trifft er auf dem Luftweg in Lod ein, genauer: auf dem Ben-Gurion-Airport von Tel Aviv. Oder er reist über den Jordan, passiert den Fluß, der nur noch als Rinnsal wahrzunehmen ist, über eine Brücke, die auf manchen Landkarten den Namen des englischen Generals Allenby, auf anderen den des Königs Hussein von Jordanien trägt.

Die alten Reiseberichte im Gepäck geht es mehr als ein Säkulum nach ihrem Erscheinen auf Entdeckungsreise in jenes geographische Gebilde, das früher einfach nur Palästina hieß, und in dem es nun zwischen Israel und okkupierten Gebieten oder dem Palästinensischen Autonomiegebiet zu differenzieren gilt. Erfindungen und Entdeckungen haben die Welt gründlich verändert, sie haben wie auch Kriege und politische Stürme tiefe Spuren im Heiligen Land hinterlassen. Gewiß, an zahlreichen Stellen ist der Wandel auf den ersten Blick gering. In der Grabeskirche zu Jerusalem oder in der Bethlehemer Geburtskirche scheint man noch immer mit den Augen von Edward Robinson oder Titus Tobler auf Kapellen und Bögen zu blicken. Die Landschaft hingegen hat sich mit der

Zeit gewandelt (und sei es, daß der Spiegel des Sees Genezareth und noch mehr des Toten Meeres beträchtlich abgesunken ist).

In Jaffa schaut man auch heute von der Höhe am 1654 errichteten Franziskaner-Klosters hinab auf die Klippen der Andromeda. Aber dann schweift der Blick nach Norden, bleibt an einer Hochhauskyline amerikanischen Zuschnitts hängen. Seit 1950 ist Jaffa nur noch ein Stadtviertel von Tel Aviv. Tel Aviv, der „Frühlingshügel“ ist eine junge Stadt und gleichermaßen schon eine Legende. 1909 wurde es von jüdischen Einwanderern aus Rußland gegründet, und zwar auf einer Sanddüne, wie es heißt – auf menschenleerem Gelände also, soll diese Feststellung unterstreichen. Das technisch unvollkommene Foto von der Gründungszeremonie indessen zeigt, schaut man genau hin, im Hintergrund einen palästinensischen Bauern, der dort sein Feld bestellt. Auch hier war es nicht „menschenleer“.

Die erste rein jüdische Stadt im Heiligen Land, hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts rasend schnell in die Saron-Ebene ausgebreitet, hat Haine und Felder verschlungen, wurde zum wirtschaftlichen Zentrum Israels, von der PR-Abteilung der Stadtverwaltung „Big Orange“ genannt (in stolzer Anlehnung an den „Big Apple“ New York). Es ist eine moderne „westliche“ Stadt, in der Araber bestenfalls bei niederen Arbeiten vorkommen.

Am 27. Oktober 1898 war Theodor Herzl in Jaffa an Land gegangen, in gleicher Weise wie von Thomson oder Soden beschrieben, „recht unbehaglich“, wie er in seinem Tagebuch no-

tierte. Herzl kam, um einige Tage später in Jerusalem den deutschen Kaiser zu treffen, um ihn zur Unterstützung für die Gründung eines „Judenstaates“ zu gewinnen. Bei Wilhelm II. hatte Herzl kein Glück. Erfolgreicher waren die Zionisten hingegen zu Ende des 1. Weltkrieges bei den Engländern: 1917 teilte Außenminister Arthur James Balfour in einem Brief mit, die britische Regierung wolle die Errichtung einer „nationalen Heimstätte“ der Juden in Palästina erleichtern – das war die berühmt-berüchtigte Balfour-Deklaration.

Das alte Jaffa, schreibt 1999 ein israelischer Reiseführer, sei „ein wahrhaft ausgewählter Mix: die traditionelle mediterrane Marktstadt, der Hafen – bekannt für seine Fischrestaurants, Kunstgalerien, Ladengeschäfte, Flohmarkt – alles nur einen Steinwurf von Tel Aviv bequem zusammenlebend.“ Das alte arabische Palästina – in Jaffa ist es nur noch eine Attraktion für Touristen.

Vor ein paar Jahren besuchte ich in der jordanischen Hauptstadt Amman einen alten Bekannten, Ismail Shammout, einen bekannten Maler, gebürtig aus Palästina, nach der Vertreibung im Exil lebend. In seinem Atelier zeigte mir Ismail großformatige Gemälde, Bilder eines Zyklus zur palästinensischen Geschichte. Darunter war ein sehr bewegendes: Vor dem Hintergrund einer brennenden Stadt tanzen auf den stürmischen Wellen des Meeres zerbrechliche Boote, überladen mit angstvollen Menschen. Ismail hatte traumatisches Erleben auf die Leinwand gebracht. Es war im Frühsommer des Jahres 1948...

Jaffa war 1948 immer noch eine arabische Stadt mit 80 000 Einwohnern. Zwar hatte sich die Bevölkerungsstruktur Palästinas seit Beginn des 20. Jahrhunderts gewandelt, der Anteil der jüdischen Bewohner war auf über 30 Prozent angestiegen, darunter befanden sich viele Flüchtlinge aus Europa und Überlebende des Holocaust. Auch hatte die zionistische Bewegung sich bemüht, ihren Bodenbesitz auszuweiten. Aber 1945 besaß sie erst 6,5 Prozent des Landes; beim kultivierten Boden brachte sie es allerdings einen Anteil von 27 Prozent. Die arabische Bevölkerung hatte diesem Prozeß des Wandels in ihrer Heimat zumeist hilflos zugesehen, sie reagierte gelegentlich – so von 1936 bis 1939 – mit Aufständen, und verlor dabei jedoch ein Gefecht nach dem anderen. Dann hatten die Zionisten im Bemühen um einen eigenen Staat nach dem 2. Weltkrieg das Tempo forciert. Sie eröffneten einen Feldzug gegen die Mandatsmacht Großbritannien, dessen Opfer zugleich arabische Palästinenser wurden: Mit Überfällen und Sprengstoffattentaten – beim aufsehenerregendsten sprengte ein Kommando, das dem späteren israelischen Regierungschef Begin unterstand, am 22. Juli 1946 das King-David-Hotel in Jerusalem. Die zionistischen Militärorganisationen nahmen Geiseln, die sie töteten, sie mordeten, sie griffen britische Einrichtungen auch in anderen Ländern an, kurz gesagt: Sie taten das, was man heute als „Terrorismus“ bezeichnet.

Die Kolonialmacht resignierte, schob das Palästina-Problem den Vereinten Nationen zu, die am 29. November 1947 beschlossen, das Land

in einen jüdischen und einen arabischen Staat zu teilen. Damit setzten sie einen Bürgerkrieg in Gang, der, als am 14. Mai 1948 der Staat Israel proklamiert wurde, in einen regulären Krieg mit den benachbarten arabischen Staaten überging. Erst Anfang 1949 endeten die Kämpfe – mit beträchtlichem Geländegewinn für den jüdischen Staat, der nun 77 Prozent des palästinensischen Territoriums besaß, obschon ihm die UNO nur etwas mehr als 56 Prozent zugesprochen hatte.

Nun also Jaffa: Am 25. April 1948 begann die Hauptoffensive der jüdischen Streitkräfte gegen die Stadt, die dem UNO-Teilungsplan zufolge eigentlich eine arabische Enklave in Israel sein sollte. Der Kommandeur der zionistischen Militärorganisation Irgun gab die Weisung, man solle versuchen „Chaos unter der Zivilbevölkerung“ zu verursachen, „um eine Massenflucht zu bewirken.“ Das war mehr als zwei Wochen vor dem Ende des Mandats, vor der Gründung Israels. Das war mehr als zwei Wochen nach dem Massaker von Deir Yassin. Dort waren am 9. April 1948 mehr als zweihundert palästinensische Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder von zionistischen Truppen hingemetzelt worden, und die Nachricht von diesem Massaker hatte sich blitzartig durch Palästina verbreitet, Angst und Schrecken ausgelöst. Die Kunde von Deir Yassin und die gezielten Vertreibungsmaßnahmen bewirkten, daß in jenen Tagen nahezu eine Million Palästinenser ihre Heimat verließ. So auch in Jaffa. Der einzige Fluchtweg führte über das Meer. Viele Bewohner Jaffas landeten im Süden, in Gaza. Viele gelangten nach Norden, nach Beirut im Libanon – die britische Flotte,

so heißt es, „half bei der Evakuierung“. Am 13. Mai 1948 kapitulierten dann die letzten Verteidiger von Jaffa.

Nur wenige Palästinenser sind damals in den Ruinen der Stadt zurückgeblieben. Aber das ist mehr als ein halbes Jahrhundert her. Heute liest man im Baedeker: „Hier ist noch immer ein wenig vom Flair einer alten arabischen Stadt spürbar.“

Sommer 1988: Eine Reise durch ein scheinbar prosperierendes, fröhliches Israel, nur recht indirekt berührt durch die erste Intifada, den „Aufstand der Steine“, noch nicht so schlimm verunsichert durch Selbstmordattentäter. Man drängt sich am Strand von Tel Aviv. Touristen schlendern durch das alte Akko, steigen in die Gewölbe der Kreuzfahrer hinab, schauen in mittelalterliche Karawansereien, um schließlich in der prächtigen Ahmed-Djezzar-Moschee vor dem Sarkophag von „Djezzar dem Schlächter“ zu verharren.

Anstelle des alten Fahrwegs von Jaffa nutzt man eine vielspurige Autobahn, um von Tel Aviv nach Jerusalem zu fahren; vorbei an Relikten des Krieges von 1948, zerschossenen Panzern, ausgebrannten Lastwagen. Nur ein kleiner Abstecher ist es von der Autobahn in den Canada-Park, ein begrüntes Ausflugsziel, bewaldet dank reichlicher Spenden aus dem Ausland, vor allem aus Kanada – daher der Name. Quellen erfreuen, Ruinen römischer Bäder sind zu entdecken, Obstbäume stehen neben Weinstöcken, dazwischen das Grab eines Mameluken-Gouverneurs von Jerusalem aus dem 13. Jahrhundert. Man muß etwas stöbern,

um hinter den antiken Ruinen Reste jüngerer Zeit zu finden.

Bis 1947 gab es hier drei arabische Dörfer, eines davon war Imwas, das biblische Emmaus, von dem im Lukas-Evangelium die Rede ist. Bis zum Juni-Krieg von 1967 wurden sie von Jordanien verwaltet, dann — wie die gesamte Westbank, das Westjordanland, und wie der Gaza-Streifen von der israelischen Armee erobert. Die Bewohner wurden verjagt, ihre Häuser zerstört. Die Wüste wurde zum Blühen gebracht, wie man so schön sagt, sichtbar für jeden Touristen im Canada-Park.

Das Schicksal der drei Orte um Emmaus folgte jenem der fast vierhundert arabischen Dörfer in dem schon seit 1948 zu Israel gehörenden Teil Palästinas, die von der Landkarte getilgt worden sind.

Ende des 19. Jahrhunderts hatte der britische Zionistenführer Israel Zangwill der zionistischen Bewegung eine populäre Losung gegeben: »Ein Land ohne Volk für ein Volk ohne Land.« Doch dann war der Tag gekommen, da auch Israel Zangwill nicht mehr an der Tatsache vorbei konnte, daß Palästina durchaus kein »Land ohne Volk« war, daß dort zu jener Zeit vierhundertdreißigtausend arabische Palästinenser lebten. Also hatte er 1920 in seinem Buch »The Voice of Israel« geschrieben: »Palästina hat bereits seine Bewohner ... Deshalb müssen wir uns darauf vorbereiten, die eingesessenen Stämme entweder mit dem Schwert zu verjagen, wie es unsere Vorfahren getan haben, oder mit dem widerwärtigen Problem konfrontiert zu sein, das eine große fremde Bevölkerung darstellt.« Nun schien sich diese Vision zu

erfüllen. An dieser Stelle — und nicht nur an diesem Ort — wurde die Vertreibung der „eingesessenen Stämme“ Realität, 1948 wie auch 1967. Dies wird selbstverständlich in Israel nicht so gern gehört, auch wohl schon mal bestritten. Israels seinerzeitiger Verteidigungsminister Moshe Dayan sagte 1968 vor Studenten: „Sie kennen natürliche nicht die Namen dieser Dörfer, und ich mache Ihnen daraus keinen Vorwurf, denn die alten Geographiebücher gibt es nicht mehr. Nicht nur, daß die Bücher nicht mehr existieren, vielmehr existieren auch die Dörfer nicht mehr. Nahalal wuchs an der Stelle von Mahlul, Gevat anstelle von Jibta, Sarid statt Haneifs und Kfar Yehoshu's an Stelle von Tel Shaman. Kein Platz in diesem Land wurde erbaut, wo es nicht vorher eine arabische Bevölkerung gegeben hatte.“

So sind Dörfer um Jerusalem verschwunden, eingemeindet, umbenannt. Aus Deir Yassin wurde Kfar Shaul, wäre Dayan zu ergänzen. Aus Jerusalem ist Groß-Jerusalem geworden, die durch israelischen Parlamentsbeschluß von 1980 „auf ewig ungeteilte Hauptstadt Israels“, in der man dennoch nach wie vor die alte Grenze zwischen jüdischen und arabischen Stadtteilen sieht und spürt.

Sommer 2000: Der Prozeß des Verschwindens der Überreste Palästinas unter der Patchwork-Decke „Israel“ geht weiter. Fahrt durch ein Land, in dem es längst zwei Staaten Seite an Seite geben sollte, so wie es die Oslo-Abkommen von 1993, der „Friedensprozeß“, eigentlich vorsahen. Ungebremst ist die Enteignung Palästinas fortgesetzt worden. Bei der Fahrt von Jerusalem über Ramallah und Nablus bis weiter nach Dschenin,

längst eine schnelle Autotour, sind sie nicht zu übersehen, auf jedem Bergrücken scheinen sie zu wuchern: Neue israelische Siedlungen auf palästinensischem Boden, miteinander verbunden durch strategische Straßen, die Palästinenser nicht benutzen dürfen. Mehr als 200 000 jüdische Siedler – „Groß-Jerusalem“ nicht eingerechnet – haben sich in den palästinensischen Gebieten niedergelassen, obwohl das Völkerrecht eine solche Besiedelung verbietet.

In Nablus fährt mein alter Freund Abu Fadi mit mir auf den Garizim. Ich möchte mir das alte Heiligtum der Samaritaner anschauen. Aber Fehlanzeige. Der Gipfel mit dem Heiligtum wird von einem israelischen Armeeposten eingenommen, abgesperrt mit Stacheldraht, hoch über dem angeblich autonomen palästinensischen Nablus. Aber wir machen dann doch noch auf dem Berg halt. Ein Priester der Samaritaner lädt uns in sein Haus ein. Saloum Imran Ishaq al Kahin, einer jener wenigen, die in unseren Tagen noch an dem alten samaritanischen Glauben hängen, zeigt mir einige alte Schriften mit fremdartigen Lettern. Es ist nicht nur ein rückwärtsgewandtes Leben, das dieser Priester führt. Er gehört als gewählter Abgeordneter dem palästinensischen Parlament an.

Noch einmal ein Besuch in Hebron. Selbst in neueren Reiseführern findet sich kein Hinweis, daß der Tourist, will er den ganzen Haram, die Abrahams-Moschee sehen, zweimal an unterschiedlichen Stellen hineingehen muß. Beidemal gibt es strikte Kontrollen durch israelische Soldaten. Ein Eingang – für Moslems – führt in die Moschee, der andere – für Juden – in eine

Synagoge. Dabei befinden sich beide Gotteshäuser unter einem Dach, beide haben die gleiche Baugeschichte. Die strikte Trennung mit gesonderten Eingängen ist jungen Datums. In der marmorverkleideten Gebetsnische der Moschee sind noch die Spuren jenes Ereignisses zu erkennen, das die Trennung letztlich herbeiführte. Am 25. Februar 1995 schoß der jüdische Siedler Baruch Goldstein mit einer Maschinenpistole in die Menge der betenden Palästinenser und tötete 29 Menschen. Die Einschußlöcher sind ausgebessert worden, die politischen Spuren nicht verschwunden. Hebron ist eine Stadt, die den Einbruch – im wahrsten Sinne des Wortes – von Extremisten erlebt. Ein Rundgang durch das Marktviertel gibt davon eine Idee. Man geht durch eine geteilte Stadt, geteilt nach dem Goldstein-Massaker. Ein israelisch-palästinensisches Protokoll vom 15. Januar 1997 hat Hebron in zwei Zonen aufgespalten. „H1“ untersteht der palästinensischen Autonomiebehörde, „H2“ der israelischen Armee. In „H1“ wohnen Palästinenser, in „H2“ gibt neben der arabischen Bevölkerung 150 israelische Siedler in Häusern der Altstadt, deren Bewohner vertrieben wurden. Sodann unvermittelte Straßensperren israelischer Soldaten. Alle einheimischen Palästinenser werden kontrolliert. Man geht durch Marktgassen, über die dichte Netze gespannt sind. In oberen Stockwerken wohnen jüdische Fanatiker (oft Neueinwanderer aus den USA), die ihren Antiarabismus demonstrieren, indem sie Unrat auf die Marktbesucher hinabwerfen. Man blickt in die mittlerweile zu weltweiter Berühmtheit gelangte Schuhadastraße, eine wich-

tige Durchgangs- und Hauptgeschäftsstraße, die – nach Goldsteins Schüssen von Israel gesperrt – längst wieder freigegeben sein sollte. Israels Bereitschaft, Vereinbarungen einzuhalten, ließ auf sich warten. Und die geschlossenen Läden im Markt? Sie dürfen öffnen, hat die israelische Verwaltung von „H2“ gesagt, vorausgesetzt, die Besitzer zahlen für die sechs Jahre, die sie nicht öffnen durften, die Steuern nach.

Man erhält eine Ahnung davon, was Besatzung – eine seit weit mehr als drei Jahrzehnte andauernde Besatzung – abseits der spektakulären Fernsehbilder für das tägliche Leben der Betroffenen bedeutet. Man spürt die Spannung in dieser Stadt auf Schritt und Tritt. Zündstoff liegt in der jüdischen Siedlung Kiryat Arba am Stadtrand von Hebron beispielsweise, einer von so vielen Siedlungen. In Kiryat Arba mit seinem militärisch bewachten Eingangstor wohnen einige der fanatischen Groß-Israel-Ideologen, die die Bewohner Palästinas vertreiben wollen. Von hier kam Goldstein, hier liegt sein Grab, das für die israelische Rechte zu einem Wallfahrtsort geworden ist...

Ein Nachsatz im Herbst 2004: Touristische Reisen nach Palästina sind nicht mehr möglich. Hebron, Nablus, Dschenin, Gaza sind Kriegsschauplatz. Seit drei Jahren wehren sich die Palästinenser in der zweiten Intifada. Ein Zyklus von schlimmen militärischen Übergriffen Israels und mörderischen Selbstmordattentaten hat sich aufgeschaukelt. Die zivilen Strukturen palästinensischer Lebensstrukturen sind zerschlagen. Verunsicherte, Gedeimigte, Verzweifelte suchten Zuflucht in der Religion. Der islamische Fun-

damentalismus gewann an Anhängern. In Israel nahm die Zahl antiarabischer Fanatiker zu. Die Regierung Israels ordnete Vorstöße der Armee in die palästinensischen Territorien an. Schwere Kämpfe in den Städten; „gezielte außerrechtliche Tötungen“ aus Apache-Hubschraubern; Tage- und wochenlange Ausgangsverbote; überall Straßensperren voller Willkür. Es war das Ende eines halbwegs geregelten und normalen Lebens für eine Million Palästinenser.

In Hebron wurde eine neue Straße von Kiryat Arba zur Abrahams-Moschee gebaut, als sicherer Weg für die israelischen Siedler. Zu den dutzend Häusern, die dazu in der Altstadt abgerissen wurden, gehörten drei fünfhundert-jährige Gebäude, Zeugen der Mamlukenzeit. Schlimm beschädigt wurden jene alten Häuser, die im Januar 2004 bei Aktionen der israelischen Armee in Nablus getroffen wurden, darunter der 250jährige Abdel-Hadi-Palast und die Khadra-Moschee, einst eine Kirche der Kreuzfahrer.

Eine Mauer wurde durch das Heilige Land gebaut. Sie soll, so sagt die israelische Regierung, Sicherheit für Israel bringen. Mauer und Zaun verlaufen auf palästinensischem Boden, zerschlagen das Autonomiegebiet Palästina in kleinste Stücken, die kaum mehr lebensfähig sein werden...

Saloum Imran Ishaq al-Kahim ist im Februar 2004 neunzigjährig gestorben. Mein Freund Abu Fadi wurde am 6. April 2002 während der Kämpfe um die Altstadt von Nablus erschossen.